

Ich kann mir vorstellen, Sie kennen, Ihr kennt folgende Situation: Es gab Streit mit einem Freund, nichts ganz großes, eine Meinungsverschiedenheit, in die sich Unausgesprochenes mischte. Es schaukelte sich hoch, nun herrscht Funkstille. Schon lange rumort es in mir, mich zu entschuldigen, aber ich schiebe es auf: War es wirklich so schlimm? Ist es nicht schon zu lange her? Muss ich den ersten Schritt tun? Dann gibt es da noch den Stolz und die Feigheit, die lieber wartet, bis Gras über die Sache gewachsen ist. – Und da ist die Frage: Was wäre eine angemessene Form der Entschuldigung: Soll ich anrufen, vorbeigehen? Eine Email? Zu unpersönlich! Besser ein Brief, handgeschrieben mit Füller auf Briefpapier.

Und dann sitze ich vor dem leeren Blatt und suche nach richtigen Worten. Wie kann ich ausdrücken, was mich bewegt: Meinen Wunsch, mich zu erklären, dass ich mein Verhalten bereue; meine Hoffnung, die Sache aus der Welt zu schaffen und wieder ins Gespräch zu kommen.

Mit all diesen Gedanken sitze ich da und weiß nicht, wie ich anfangen soll: „Lieber Freund! Diese Zeilen werden Dich überraschen, ich hätte sie schon viel früher schreiben sollen. Aber...“ – Was „aber“? Ich keinen Mut oder so viel um die Ohren hatte? – Ein schlechter Einstieg so ein „aber“! Es führt weg, weicht aus. Damit versuche ich nur, mich selbst zu rechtfertigen, bin nicht bei meinem Gegenüber. Kein „aber“! Also knülle ich den Briefbogen zusammen, nehme einen neuen.

Noch einmal von vorne: „Lieber Freund! Diese Zeilen waren längst überfällig. Entschuldige, dass ich sie erst jetzt schreibe. Ich möchte nicht, dass unser Kontakt wegen unserer Diskussion abreißt und möchte Dir meine Sicht der Dinge einmal erklären...“ – Ich gerate wieder ins Stocken: „Diskussion“, naja, es war ein handfester Streit, in dem ich weniger mit Argumenten als gezielte Sticheleien schoss. Gerade bei den Menschen, die uns nahe stehen, kennen wir die Schwachstellen. Und: „Sicht der Dinge erklären“. Wie das klingt? Als ginge es hier um irgendeine Sache. Es geht doch um mich: Dass ich verletzend war, das letzte Wort und meinen Willen durchsetzen wollte – und ich mich heute schuldig fühle. „Sicht der Dinge“ – So bin ich in Gefahr, mich selbst zu entschuldigen, statt um Entschuldigung zu bitten. Eher ein Verteidigungsschreiben als eine Bitte. So auch nicht! Ein neues Blattpapier!

Warum ist es so schwer, sich zu entschuldigen? Ich meine nicht ein schnell dahingesagtes „T’schuldigung“, sondern eine echte Bitte um Verzeihung oder Vergebung für das, wofür die ich mich schuldig fühle. Gut möglich, weil Scham und Schuld oft Geschwister sind: Denn wer Schuld zugibt, macht sich immer ein Stück nackt, zeigt sich ohne die Feigenblätter der

Ausreden. Entblößt steht man da und schnell steigen Schwäche und Scham hoch. Ein Gefühl, das man aushalten muss, weil nur das Gegenüber es nehmen kann.

Aber wer es ernst meint, kommt nicht um dieses Gefühl herum. Ein bisschen Entschuldigung gibt es nicht. Aber in dieser Blöße liegen nicht nur Scham und Schwäche, sondern auch Würde und Stärke. Wer eine solche Haltung einnimmt, verzichtet darauf, sich selbst zu rechtfertigen. Der/die weiß, dass man sich nicht selbst entlasten kann. Wer sich entblößt, verzichtet darauf, Maßstab und Richtschnur für sich selbst zu sein. Man rechnet mit mehr als sich selbst, mit einem Wort, das von außen kommt: „Ich verzeihe Dir!“

Für dieses Geschehen haben wir in der Kirche das schöne alte Wort „Buße“. Dabei meint „büßen“ hier ausdrücklich nicht, eine Strafe hinnehmen zu müssen. Buße wird vielmehr als eine innere Bewegung verstanden: Als eigene Umkehr oder sich von Gott umkehren zu lassen. Es geht nicht darum, in Sack und Asche zu gehen, sondern um den Mut, eine Kehrtwende in Sackgassen zu wagen. Dafür tut es gut, ab und zu innezuhalten und sich selbst zu unterbrechen, die Dinge und sich selbst zu betrachten und festzustellen: Ich bin nicht nur auf mich selbst und meine Schuld festgenagelt, sondern habe immer auch das „Recht, ein anderer zu werden“ (Sölle). Vor Gott brauche ich keine Stärke vorspielen, brauche mich nicht zu schämen. Vor Gott bestehe ich, wie ich bin – einfach so, allein aus Gnade. Und weil ich vor Gott bestehe, kann ich an mir arbeiten, mich verändern. So ist Vergebung immer beides: Zuspruch und Anspruch. In Jesu Worten klingt das so: „Dir sind deine Sünden vergeben! So steh auf und geh in dein Leben und sündige nicht mehr!“

Buße ist kein Seelen-Wellness, sondern harte Arbeit. Sie ist keine einmalige Sache, sondern geschieht immer wieder neu. Sie ist eine Haltung, die – so die Mystiker – man üben muss. Wir tun das in jedem Vaterunser: „Und vergib uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unseren Schuldigern.“

Und was heißt dies nun für meinen Brief an meinen Freund? Vielleicht, dass ich weniger nach Worten suche, als meine innere Haltung beim Schreiben selbst versuche zu verändern. Indem ich zugebe, ohne Ausflüchte und Beschönigungen, was war. Ich kann Schwäche zeigen, weil ich meine Stärke nicht nur aus mir selbst schöpfe. Auch muss ich mich weniger schämen, denn Gott hat mich bereits mit seiner Vergebung gekleidet hat. In dieser Hoffnung schreibe ich in knappen Zeilen: „Lieber Freund! Du weißt, warum ich dir schreibe! Verzeih, bitte verzeih! Dein Freund“ – das Papier falte, in einen Umschlag stecke, ihn abschicke und auf Antwort warte.

Eigentlich würde ein „Amen“ jetzt ganz gut passen, aber es fehlt noch etwas. Am Bußtag geht es nicht nur um uns als Einzelne, als vielmehr auch um uns als Gesellschaft. Ob wir wollen oder nicht, verstricken wir uns immer wieder in Schuld. Um das Bild des Briefschreibens zu nehmen, am Bußtag geht es darum,

einen Offenen Brief an alle, die in unserer Gesellschaft leiden: an vielen, die durch das Raster der Hilfesysteme fallen; die an die Ränder gedrängt werden; bei Kindern, deren Chancen sich an ihrer sozialen Herkunft, nicht an ihren Fähigkeiten entscheiden; bei Flüchtlingen, die oft als Sachprobleme statt als Menschen wahrgenommen werden; bei den Opfern von Rassismus und Antisemitismus, weil wir den Meinungsmachern mit ihren dumpfen Parolen nicht laut genug widersprochen haben; weil wir zu oft ökonomische Interessen über Frieden und Gerechtigkeit stellen. Es fällt nicht einfach, dies ohne „Wenn“ und „Aber“ zu zugeben. Es juckt in den Fingern, auf die Politiker, die Mächtigen, Umstände, Sachzwänge zu zeigen. Aber gerade der Bußtag lädt ein, das gewöhnliche Schwarze Peter-Spiel sein zu lassen und sich gemeinsam zu unterbrechen. Zu benennen, zu bekennen. Nicht um uns kleiner zu machen, sondern um das Recht auf Veränderung ins Spiel zu bringen. Nur indem wir die Wunden unserer Zeit und Gesellschaft klar benennen, können wir beginnen sie zu behandeln, heilen zu lassen. Indem wir es wagen, um Entschuldigung zu bitten, geben wir der Vergebung Raum, der Kraft, die Neues schafft – dazu segne uns Gott. Amen.